

DAWN RAE MILLER

Eistochter

## *Buch*

Die Zukunft der 17-jährigen Lark ist bereits geplant – vom übermächtigen Staat, der die Leben aller Bürger bis ins kleinste Detail bestimmt: An ihrem achtzehnten Geburtstag wird sie an Beck »gebunden« werden, den Jungen, mit dem sie von klein auf ein Zimmer im Internat geteilt hat. Lark kann es kaum erwarten, endlich eine vollwertige Bürgerin zu sein und ihr Leben an der Seite von Beck zu verbringen.

Aber es kommt alles anders als erwartet! Beck wird als einer der vom Staat unbarmherzig verfolgten magiekundigen »Empfindsamen« enttarnt – und verschwindet spurlos. In ihrer Verzweiflung flieht Lark aus der streng bewachten Schule, um Beck zu suchen und seine Unschuld zu beweisen. Plötzlich wird alles, an das sie je glaubte, auf den Kopf gestellt: Denn auch sie selbst ist eine Empfindsame. Und es ist ihr Schicksal, den Mann, den sie liebt, zu töten – wenn Beck ihr nicht zuvorkommt ...

## *Autorin*

Dawn Rae Miller lebte lange Zeit in San Francisco und Paris, bis sie schließlich mit ihrer Familie nach Virginia zog. Neben ihren eigenen Romanen schreibt sie zusätzlich als Ghostwriter für eine erfolgreiche Young-Adult-Reihe. Sie verbringt viel zu viel Zeit mit twittern und liebt schöne Kleider und Teeblatt-Salat.

DAWN RAE MILLER

# EISTOCHTER

ROMAN

Übersetzt von  
Maike Claußnitzer

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Larkstorm« bei FinnStar Publishing, San Francisco.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2014 bei Blanvalet, einem  
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2011 by Dawn Rae Miller

Published by arrangement with Dawn Rae Miller.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische  
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, München  
Umschlagillustration: © Isabelle Hirtz, unter Verwendung  
eines Motivs von mimagephotography/Shutterstock

Redaktion: Alexander Groß

HJ · Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26945-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für meine Jungs Keegan, Finn und Boone.  
Und für Bug – alles Gute kommt von dir.



»Komm schon, Beck. Es wird Zeit aufzustehen.«

Nichts.

Ich werfe einen Blick auf mein Armband. Wir werden zu spät kommen.

»Beck«, flüstere ich und beuge mich über sein Gesicht.

Eine warme, gebräunte Hand greift nach meinem Arm, als wollte sie mich ins Bett ziehen, sinkt dann aber wieder schlaff herunter. Sonst geschieht nichts. Beck liegt zusammengerollt da, und seine wilde Mähne blonder Locken lugt unter der gestreiften Bettdecke hervor. Den anderen Arm hat er sich übers Gesicht geworfen und hält damit die Decke fest. Wenn er schläft, sieht er noch aus wie mit acht Jahren, nicht wie ein fast achtzehnjähriger Mann.

»Beck!« Ich werde laut.

»Lark? Hmmm.« Seine Augenlider zucken unverbindlich.

Ich reibe seine warme Hand. »Bitte steh auf, sonst bist du schuld, wenn wir zu spät zur Schule kommen.«

Er gähnt und grinst mich an. »In Ordnung.«

Jetzt ist er hellwach, befördert die Bettdecke mit einem Tritt beiseite und steht auf. Sein Fuß trifft auf sein Geschichtsbuch und lässt es unter das Bett gleiten. Ich verlagere mein Gewicht und achte darauf, die neben Becks Bett verstreuten Zettel nicht zu zerknittern.

»Deine Ecke ist ekelhaft.« Ich rümpfe die Nase.

Er grinst, zeigt mir die Zähne und zieht mir das Um-

schlagtuch enger um die Schultern. »Ich weiß. Es gefällt mir so.«

Von den sechsundzwanzig Schülern, die in unserem Haus leben, sind Beck und ich die Einzigen, die sich als Junge und Mädchen ein Zimmer teilen. Mein Blick huscht durch seine Zimmerhälfte. Der Kontrast zwischen seiner und meiner könnte hinsichtlich der Ordnung nicht größer sein. Auf seiner Seite – der gegenüber – herrscht Chaos. Seine Lacrosse-Ausrüstung hängt von seinem Schreibtisch, und der Schläger dient als behelfsmäßiger Garderobenhaken. Der Boden ist mit Haufen sauberer und schmutziger Kleidung übersät.

Obwohl Beck so unordentlich ist, macht es mir nur etwas aus, mir das Zimmer mit einem Jungen zu teilen, wenn die anderen Schüler uns deswegen aufziehen. Es ist ja nicht so, dass wir uns hätten frei entscheiden können: Meine Mutter hat veranlasst, dass wir schon als Säuglinge zusammengelegt wurden, da wir beide Nachkommen der Gründer sind. Laut Mutter, dem Staat und allen anderen auf der Welt heißt das, dass wir zusammengehören.

Nicht dass ich anderer Meinung wäre. Selbst wenn wir nicht die Greenes und die Channings wären, hätte ich Beck gern als Partner. Niemand sonst versteht mich so wie er – und wie könnten sie auch? Beck und ich sind zwei der bekanntesten Mitglieder unserer Gesellschaft. Jede unserer Bewegungen wird aufgezeichnet, analysiert und kommentiert.

Obwohl ich es so eilig habe, zur Schule zu kommen, bin ich also nicht gerade begeistert darüber, dieses Zimmer verlassen zu müssen. Jedes Mal, wenn ich es tue, lasse ich meine Privatsphäre zurück und muss zu Lark Greene werden, der perfekten, verantwortungsvollen Schülerin, dem prominenten Mitglied der Westlichen Gesellschaft.

Ich verabscheue es.

Ich greife um Beck herum und schalte seine Leselampe aus. Er muss noch gebüffelt haben, lange nachdem ich gestern Abend eingeschlafen war. Ich beginne die Stirn zu runzeln. Ich bin Beck im Kampf um den ersten Platz in unserer Klassenwertung knapp voraus, aber wenn er länger gelernt hat ...

Er legt mir die Hände auf die Wangen. »He, warum so traurig?« Sein Blick wird unstet vor Besorgnis.

Ich blinzele. »Bin ich nicht – es sind nur die Nerven.«

»Hast du Angst, dass du nicht deinen Traumpartner bekommen wirst?«, zieht er mich auf. Ich verdrehe die Augen. Anders als neunundneunzig Komma neun Prozent der Bevölkerung sind Beck und ich einander von Geburt an versprochen. Partner von Geburt an. Wir müssen an der Partnerwahl und der Einstufungsprüfung nicht teilnehmen, nur an den Arbeitsplatzprüfungen.

Vor Anspannung bildet sich ein harter Knoten in meinem Magen. Ich wünsche mir einen guten Arbeitsplatz beim Staat mehr als alles andere, vorzugsweise in der Landwirtschaftsabteilung. Ich muss gut abschneiden. Und das heißt, dass ich nicht zu spät kommen darf.

Beck stupst mit der Nase meine an und lässt die Augenbrauen spielen. Als ich mir ein halbherziges Lächeln abringe, lässt er mich los.

»Wir werden heute prima abschneiden, das weiß ich.« Er lächelt mich an, und mit seinem Strahlen kann nur das seiner lebendigen dunkelgrünen Augen mithalten. Bis auf unseren Geburtstag sind diese Augen das Einzige, was wir miteinander gemein haben – sogar die Pünktchen darin sind exakt spiegelbildlich, wenn wir einander ansehen. Bethina, unsere Hausmutter, behauptet, das sei ein Zeichen, dass wir füreinander bestimmt sind.

Aber um das zu wissen, brauche ich keine Pünktchen in den Augen. Der Staat will, dass wir zusammen sind. Und der Staat macht keine Fehler.

»Das hoffe ich.« Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und streiche Beck die Haare aus den Augen. Mein schwaches Lächeln kann seinem Optimismus nicht das Wasser reichen. Beck lacht viel und ist immer ausgeglichen. Manchmal komme ich mir wie ein verlorener kleiner Mond vor, der in einer Umlaufbahn um ihn kreist. Aber unsere gegensätzlichen Naturen ergänzen sich gut. Er sorgt dafür, dass ich mich nicht sozial isoliere, sondern mein unermüdliches Lernen auch einmal unterbreche, und ich bringe ihn im Gegenzug dazu, sich ernsthaft auf die Schule zu konzentrieren und seine Hausaufgaben zu erledigen.

Da ich mir um die Zeit Sorgen mache, werfe ich erneut einen Blick auf mein blaues Armband, bevor ich es neben meine Haarbürste werfe. Wir haben dreißig Minuten, um uns anzuziehen, zu frühstücken und loszukommen.

Ich ziehe eine von Becks Schubladen auf und durchwühle das Kleidergewirr, bis ich ein Hemd und eine Hose für ihn finde.

Während er duscht, mustere ich die Jeans, die meine beste Freundin Kyra mir gekauft hat, und entscheide mich sofort dagegen. Ich will nicht so unbequem und seltsam gekleidet zu meiner Prüfung gehen.

Während ich mich hinter einem Wandschirm umziehe – mein schwacher Versuch, Privatsphäre herzustellen –, kommt Beck aus der Dusche. Der Geruch nach Seife, Becks Seife, kitzelt mich in der Nase, und ich muss grinsen. Zum Glück bin ich verborgen, und er kann meine Reaktion nicht sehen. Ich muss ihn ja nicht auch noch ermuntern. Alles ist ohnehin schon schwierig genug.

»Wie passt du überhaupt da hinein?«, fragt er.

Ich werfe einen Blick am Wandschirm vorbei. Er steht angezogen neben meinem Einbauschränk, aber seine Haare sind feucht und ungekämmt. Er hält meine Jeans von sich, als wäre sie irgendein fremdartiger Gegenstand, obwohl ich weiß, dass er schon einmal eine gesehen hat – so altmodisch ist sie nun auch wieder nicht.

»Sie ist so klein. Sieh doch!« Er schiebt die Füße in die Hosenbeine, und sie bleiben an seinen Knöcheln hängen. Er hüpfte zu meinem Bett, stolpert dabei beinahe und versucht, die Jeans wieder auszuziehen.

Ich knöpfe mir die Bluse zu und gehe um den Wandschirm herum zum Spiegel. »Sie ist eben authentisch, Beck. Es ist keine schlaue Technik darin verarbeitet, um sie auf die richtige Größe zu dehnen, und selbst wenn sie darüber verfügen würde, wäre sie immer noch nicht dazu gedacht, von einem eins neunzig großen Riesen getragen zu werden.«

Während er sich mühsam wieder von der Jeans zu befreien versucht, streiche ich mir das kastanienbraune Haar zu einem lockeren Pferdeschwanz zurecht. Ordentlich und gepflegt, ganz die künftige Staatsfrau. Im Spiegel sehe ich, dass Beck aufgehört hat, gegen meine Jeans zu kämpfen, und mich beobachtet. Ich bekomme Herzflattern. Seine Augen stehen eine Sekunde lang in Flammen, aber dann ist er wieder ganz der Alte.

Eine seltsame Anspannung hängt zwischen uns in der Luft. Das geschieht in letzter Zeit immer häufiger. Wenn ich Beck dabei ertappe, mich anzustarren, wendet er den Blick ab oder tut, als wäre er mit etwas anderem beschäftigt, und dann gehen wir einander für eine Weile aus dem Weg, bis die Verlegenheit vorüber ist.

Aber dafür haben wir heute Morgen keine Zeit, und

so strecke ich ihm in der Hoffnung, dass es ihn ablenken wird, die Zunge heraus.

»Jetzt reicht's aber!«, knurrt er scherzhaft.

Ich werde vom Boden hochgerissen und durch die Luft gewirbelt. Von dem unerwarteten Gefühl wird mir schwindlig, und ich bin nicht auf das vorbereitet, was als Nächstes kommt. Ich lande so auf meinem Bett, dass meine Beine über die Kante hängen. Beck stürzt sich auf mich und setzt sich rittlings auf meine Taille. Er hält mich entschlossen fest, indem er mir beide Hände mit seiner rechten Hand über den Kopf zieht.

Ich sehe zu ihm hoch und unterdrücke den Drang, gleichzeitig zu lachen und zu kreischen. »Wir kommen zu ...«

Das Feuer kehrt in seine Augen zurück.

Es lässt mich verstummen.

»Zu spät«, sagt er und nimmt mit der freien Hand meinen Anhänger – einen aufsteigenden Vogel – zwischen zwei Finger. »Magst du ihn wirklich?« Er dreht den patientierten Vogel um, den er mir letztes Jahr zu unserem siebzehnten Geburtstag geschenkt hat, mustert ihn und legt ihn sanft wieder auf meiner Brust ab. Seine Finger streifen mein Schlüsselbein, und er zieht ruckartig die Hand weg. Ein Schauer läuft mir über den Rücken.

»Natürlich mag ich ihn.«

Er runzelt die Stirn, als ob meine Antwort nicht die sei, auf die er gehofft hat. Ich bin mir nicht sicher, was Beck von mir hören wollte. Es ist schließlich eine Kette, die er mir geschenkt hat. Ich mag sie – sie ist hübsch.

Ich sehe ihm in die Augen und hole zittrig Luft. Zum ersten Mal in meinem Leben sind mir die staatlichen Vorschriften egal. Ich will, dass Beck mich küsst.

Er beugt sich dicht über mich, so dass unsere Mün-

der nur noch Zentimeter voneinander entfernt sind. Sein warmer Atem breitet sich fächerförmig auf meinem Gesicht aus. »Er steht dir.«

Mein Herz rast und pumpt das Blut immer schneller durch meinen Körper, so dass es eine Hitzespur hinter sich herzieht. Ich schließe die Augen, warte darauf, dass seine Lippen meine berühren, freue mich auf das Gefühl. Warte auf alles, was wir, wie ich weiß, nicht tun dürfen, ohne dass ich mich davon abhalten könnte, mir zu wünschen, wir würden es tun.

In letzter Sekunde, als sich zwischen uns schon elektrische Spannung aufbaut, drehe ich den Kopf weg.

Meine Augenlider flattern, und ich erhasche einen Hauch von Enttäuschung in Becks Blick, bevor er sein übliches strahlendes Lächeln wieder aufsetzt.

»Kannst du dich befreien?«, fragt er mit einem Anflug von Schalk, während er mir weiter die Hände über dem Kopf festhält.

Ich verdrehe die Handgelenke, stoße ihn mit einem kräftigen Ruck von mir und werfe mich auf seinen Rücken. Anders als alle anderen ist Beck nie überrascht über meine Kraft und Sportlichkeit.

»Natürlich kann ich das.« Ich vergrabe mein Gesicht in seinem Haar.

»Nicht schlecht, Vögelchen.« Er steht auf, während ich mich noch an seinen Rücken klammere. Er zögert, und eine Sekunde lang glaube ich, dass er mich auf den Boden fallen lassen wird, aber dann packt er meine Oberschenkel und hält mich fest. »Wir sollten frühstücken.«

Ich bin dankbar, dass er die Röte nicht sehen kann, die sich, wie ich weiß, in meinen Wangen ausbreitet, und bete, dass er nicht spürt, wie mein Herz an seinem Rücken pocht.

Die Türen der anderen Schüler, die sich jeweils zu vier Jungen oder vier Mädchen ein Zimmer teilen, stehen offen, und es sind keine Stimmen zu hören. Alle müssen bereits beim Frühstück sein, und das heißt, dass Beck und ich zu spät kommen.

Als wir die Küchentür erreichen, starren uns von den Tischen vierundzwanzig Augenpaare an. Zum Glück hat uns Bethina den Rücken zugewandt.

Beck lässt meine Beine los, und ich gleite von seinem Rücken und streiche mir den Rock glatt. Es ist mein schwacher Versuch, so zu tun, als ob es völlig normal wäre, auf seinem Rücken zu reiten, und nicht an einen Regelverstoß grenzen würde.

Regel Nummer eins: Schüler dürfen vor ihrer Bindung keinerlei Intimitäten austauschen.

»Hört ihr beiden wohl auf, Quatsch zu machen, und beeilt euch gefälligst?« Bethina dreht sich um und reicht Beck einen Teller. Sie hat das dunkle Haar zu einem Knoten hochgesteckt, und im schwachen Licht der Küche wirkt ihre sonst olivfarbene Haut aschfahl. »Ihr sorgt noch dafür, dass alle zu spät zur Schule kommen.«

Beck nimmt den Teller. »Ach, komm schon, Bethina. Nun sei doch nicht böse! Ich habe nur versucht, Lark zu helfen, ihre Nervosität abzuschütteln. Deswegen kannst du doch nicht sauer auf mich sein, oder?«

Bethina schlägt mit einem Geschirrhandtuch nach ihm. »Beck Channing, mir ist noch nie jemand begegnet, dem man so schwer böse sein kann!« Er grinst und zieht in gespielter Verlegenheit den Kopf ein. »Jetzt setz dich hin und iss, bevor deinetwegen wirklich noch alle zu spät kommen.«

Ich zwänge mich zwischen Ryker und Lina. Oder besser gesagt: Lina rückt widerwillig ein Stück beiseite, so dass

ich mich hinsetzen kann. Beck nimmt den Platz gegenüber von mir und häuft sich Essen auf den Teller.

»Ist das alles, was du isst?« Er zeigt auf meinen Teller voller Erdbeeren. »Kein Wunder, dass du so winzig bist.« Er nimmt einen Bissen Pfannkuchen und spült ihn mit Orangensaft hinunter.

»Ich ernähre mich eben gern gesund.«

Beck denkt nie darüber nach, was er isst. Wenn man ihm etwas vor die Nase stellt, verschlingt er es widerspruchslos. Er verlagert seine Aufmerksamkeit auf seinen besten Freund, Maz, und ist bald mit ihm ins Gespräch vertieft. Hinter ihnen laufen auf dem Wandbildschirm die neuesten Nachrichten – noch mehr Prozesse gegen Empfindsame, wie üblich mit einem Bericht über die von der Gesellschaft geplanten Verbesserungen der bestehenden Sicherheitssysteme.

Ich sollte mich auf die Nachrichten konzentrieren, aber meine Gedanken schweifen zu der Art ab, wie Beck mich vorhin angesehen hat, zu seiner enttäuschten Miene. Einen Moment lang habe ich gedacht ... Na gut, ich habe *gehofft*, dass er mich küssen würde.

Klebrige Feuchtigkeit tröpfelt zwischen meinen Fingern hervor. Eine zerquetschte Erdbeere.

Beck neigt den Kopf leicht zu mir. Die Mundwinkel seiner vollen Lippen heben sich, und er zwinkert. Röte droht mir in die Wangen zu steigen, und ich zwing mich, meine Aufmerksamkeit auf den Bildschirm zu konzentrieren. Vielleicht stellen meine Prüfer mir ja Fragen über die heutigen Landwirtschaftsberichte? Ich muss vorbereitet sein.

Als der Nachrichtensprecher die Namen der Schüler zu verlesen beginnt, die diese Woche Bindungen eingehen sollen, schweift mein Blick durchs Zimmer, und ich bemerke zum ersten Mal, dass meine Mitbewohner be-

gonnen haben, Paare zu bilden. Früher haben immer die Jungen auf einer Seite des Raums gesessen, die Mädchen auf der anderen, nicht wegen der Regeln, sondern weil es uns lieber war.

Ich frage mich, was meine Mitbewohner wohl tun werden, wenn sie nicht den Partner bekommen, den sie wollen. Wie viele Tränen werden in den nächsten Tagen wohl fließen, wenn die Ergebnisse bekanntgegeben werden?

Der Staat lässt uns keine Wahl. Warum auch? Während unserer Schullaufbahn bewerten uns unsere Betreuer zusammen mit unseren Lehrern und ausgewählten Staatsvertretern und wägen sorgfältig ab, welche Zusammenstellung von Paaren dazu beitragen wird, eine stärkere Gesellschaft und den bestmöglichen Nachwuchs zu erzeugen. Wir verbringen unser ganzes Leben damit, zu lernen, mit den übrigen Hausbewohnern auszukommen und zusammenzuarbeiten, damit wir, wenn wir an der Reihe sind, den Staat zu lenken, bereits über unsere jeweiligen Stärken und Schwächen Bescheid wissen. Deshalb wird man auch nur an jemanden aus dem eigenen Haus gebunden.

Ganz selten werden manche Kinder, wie Beck und ich, schon bei ihrer Geburt füreinander bestimmt. Aber wie bei allen anderen Schülern wird der Staat unsere Beziehung erst nach unserem gemeinsamen achtzehnten Geburtstag als rechtskräftig anerkennen, den unsere Familien mit einer aufwändigen Zeremonie feiern werden, die man als Bindung bezeichnet. Danach werden Beck und ich für den Rest unseres Lebens zusammen sein. Nicht dass wir das nicht schon bisher gewesen wären, aber die Bindung wird es offiziell machen.

Nicht zu wissen, wie meine künftige Karriere aussehen wird, ist nervenzehrend genug, aber wenn ich wie mei-

ne übrigen Mitbewohner auch noch darauf warten müsste, zu erfahren, wer mein Partner sein wird, dann würde ich ... Ach, ich weiß es nicht. Man kann nicht so auf einen guten Partner hinarbeiten, wie man eifrig lernen kann, um einen guten Arbeitsplatz zugewiesen zu bekommen.

Ich sehe auf den Tisch hinab, ordne im Stillen meine Mitbewohner zu Paaren – ein Spiel, das Kyra und ich schon seit unserer Kindheit spielen – und fange Kyras Blick auf. Sie lächelt diabolisch, bevor sie sich wieder auf ihr Essen konzentriert.

Ich starre sie an, bis sie den Kopf hebt, um zu sehen, ob ich sie beobachte. »Was?«, forme ich stumm mit dem Mund.

Kyra schüttelt so unauffällig den Kopf, dass niemand, der nicht gezielt darauf achtet, es bemerken würde. »Sage ich dir später«, bedeutet sie mir stumm und richtet ihre Aufmerksamkeit auf Maz, der gerade demonstriert, wie man sich sechs Pfannkuchen auf einmal in den Mund stopfen kann. Bevor sie den Tisch verlässt, gibt sie ihm einen Kuss auf die Wange.

Mir steht der Mund offen. Ich weiß, dass sie hofft, Maz zugeteilt zu bekommen, aber ihn so offen zu küssen? Was denkt sie sich nur dabei? Wenn sie erwischt werden, können sie unter keinen Umständen mehr ein Paar werden. Der Staat wird sie sofort trennen.

Ich schaue mich um. Niemand sonst scheint etwas bemerkt zu haben, und als ich mich vergewissert habe, dass Bethina nichts gesehen hat, schiebe ich mir eine reife Erdbeere in den Mund. Binnen wenigen Minuten habe ich meinen Teller geleert und bringe ihn zu Bethina, die an der Spüle steht und den Abwasch erledigt.

Sie nimmt mir den Teller ab, lässt ihn ins Seifenwasser fallen und gibt mir einen Klaps auf den Hintern. »Du

musst dich besser darum kümmern, Beck bei der Stange zu halten. Ihr beiden kommt jeden Morgen zu spät.«

Ich zuckte mit den Schultern und gehe schnell zur Treppe hinüber. »Er ist eben eigensinnig, B«, sage ich dabei über die Schulter und rede sie mit dem Spitznamen an, den Beck und ich ihr als Kinder gegeben haben. »Ich versuche es ja, aber ich kann ihn auch nicht besser unter Kontrolle halten als du.«

Sie stößt hinter meinem Rücken eine Art Schnauben aus, sagt aber nichts mehr, während ich die Küche verlasse.

Das Erdgeschoss ist leer. Kyra muss wieder in ihr Zimmer gegangen sein. Ich renne die Treppe hinauf und den Flur entlang, weil ich es nicht abwarten kann, den Grund für ihr seltsames Verhalten beim Frühstück zu erfahren. Was hat sie sich nur bei dem Kuss gedacht?

Kyras Zimmer ist anders als das, in dem Beck und ich wohnen. Lila Blumen, Herzen und Rüschen in jeder Ecke, und jedes Mal, wenn ich hierherkomme, bin ich dankbar, dass ich mir mit einem Jungen und nicht mit drei anderen Mädchen das Zimmer teile. Becks Durcheinander ist mir immer noch weitaus lieber, als in einem lilafarbenen Alptraum zu hausen.

Auf der anderen Seite des Zimmers, halb von einem Rüschenbett verborgen, stöbert Kyra in ihrem Schrank herum. Sie hat mir den Rücken zugewandt.

»Was ist nun das große Geheimnis?«, frage ich.

Ihr fällt etwas aus der Hand, als sie herumwirbelt, um mich anzusehen. »Oh! He, du hast mir vielleicht einen Schreck eingejagt!« Sie kichert nervös.

»Tut mir leid.« Ich lasse mich auf das weiche Daunebett fallen. »Sagst du es mir nun, oder muss ich dich erst foltern?«

Sie runzelt die Stirn und kneift die Augen zusammen, aber ihr Tonfall ist scherzhaft: »Mich foltern? Das würde dir gefallen, nicht wahr?«

»Ja, Kyra, ich lebe allein, um dich zu foltern. Das ist mein Lebenszweck.« Ich lache. »Also?«

Sie grinst und hüpfte wie eine Katze aufs Bett. Kyra war schon immer meine beste Freundin. Meine früheste Erinnerung hat nichts mit Beck zu tun, sondern ist die, wie Kyra und ich auf einer Schaukel in einem Baum gespielt und uns immer weiter in die Höhe geschwungen haben, bis sie irgendwann abgesprungen ist. Ich weiß noch, wie ich darüber gestaunt habe, sie durch die Luft segeln zu sehen.

»Gut, versprichst du, dass du niemandem etwas erzählst?«

»Natürlich.«

Sie zupft an ihrem linken Ohr. Ich widerstehe gerade noch dem Drang, die Augen zu verdrehen – manchmal führt Kyra sich auf, als ob wir noch kleine Kinder wären.

Und doch zupfe ich an meinem Ohr. Die Geste bedeutet, dass ich verstehe, dass das, was sie mir sagen wird, nur für meine Ohren bestimmt ist. Kyra streift ihr zartes blaues Armband ab und versteckt es unter einem Kissen.

Mir wird übel. Es verheißt nichts Gutes, wenn sie ihr Armband abnimmt – das heißt, dass sie nicht will, dass unser Gespräch belauscht wird. Und das wiederum heißt, dass das, was sie getan hat, noch schlimmer ist, als ich dachte.

Kyra hebt mein Handgelenk, um mir das Armband abzunehmen, aber es ist nicht da. Ich habe es auf meiner Kommode vergessen, als Beck mich vorhin abgelenkt hat.

»Wenn ihr beiden noch vorhabt, zu uns zu stoßen, solltet ihr es tun, sonst kommen wir wirklich zu spät«, sagt Beck von der Tür her und sieht mich schelmisch an.

Kyra seufzt theatralisch. In letzter Zeit geht ihr alles auf die Nerven, was Beck tut, und sie hat keine Hemmungen, sich das auch anmerken zu lassen.

»Wir sind fertig, wenn wir fertig sind«, blafft sie.

Ich habe genug von diesem Hickhack oder eigentlich eher von Kyras Feindseligkeit Beck gegenüber. Er ignoriert sie meistens einfach oder grinst, als ob alles, was sie sagt, urkomisch wäre.

Ich schnappe mir Kyras Kopfkissen und schleudere es durchs Zimmer. Es trifft Beck in den Magen, und er krümmt sich und tut, als wäre er verletzt. »Dein Timing ist nicht gerade das beste.«

Er kommt quer durchs Zimmer auf uns zu, und sein blondes Haar wippt bei jedem Schritt. »Du hast das hier vergessen.«

Er zieht mein blaues Armband aus der Tasche.

»Danke«, sage ich und strecke die Hand aus.

Statt es mir zu reichen, schlingt Beck es mir ums Handgelenk. Seine Finger ruhen auf der Unterseite meines Arms und lassen elektrische Schauer durch meine Haut laufen. Er sieht mir tief in die Augen, bevor er sanft mein Handgelenk loslässt.

Kyra räuspert sich. »Auf anständiges Benehmen legt hier wohl auch niemand mehr Wert?«, fragt sie verächtlich.

Beck ignoriert sie. »Komm, Vögelchen, ich habe deine Sachen schon geholt.« Er verschwindet durch die Tür, und ich stehe auf, um ihm zu folgen.

»Was war *das* denn?«

Ich drehe mich zu Kyra um. »Was?«

Sie kneift die Augen zusammen. »Habt ihr beiden in eurem Zimmer etwas getan, das ihr nicht tun solltet?«

Hitze breitet sich in meinen Wangen aus. »Nein! Natürlich nicht. Das ist nicht erlaubt.«

Kyra wendet den Blick ab. »Er ist dein Partner, und ihr werdet bald aneinandergebunden. Warum tut ihr es also nicht? Ich würde es tun, wenn es Maz wäre.« Als sie mich wieder ansieht, merkt man ihr an, dass sie aufgebracht ist. »Ihr *teilt* euch schließlich ein Zimmer, Lark. Es ist dem Staat egal, ob ihr euch küsst oder all eure Kleider auszieht. Oder sogar im selben Bett schlaft – und das tut ihr, das weiß ich.« Sie schürzt die Lippen. »Natürlich keusch, weil wir ja von dir und Beck sprechen.«

Sie hat recht. Manchmal steige ich in Becks Bett, aber das tue ich schon, seit wir Kinder waren. Es ist nichts Ungewöhnliches für uns. Aber ich sollte es nicht tun, da niemand sonst es darf.

»Wir müssen ein Vorbild sein«, murmele ich und schlage die Augen nieder. Kyra weiß, was ich davon halte, etwas Besonderes zu sein. »Bitte erzähl es niemandem.«

Sie legt mir einen Finger unters Kinn und hebt meinen Kopf. Ihre dunkelbraunen Augen mustern mein Gesicht so forschend, als wollten sie mich herausfordern, den Blick abzuwenden. »Du magst ihn nicht auf *die* Art, nicht wahr?« Es ist nicht so sehr eine Frage wie eine Feststellung.

Ich runzle die Stirn. Natürlich mag ich Beck. Ich mag ihn mehr, als ich sollte – zumindest, solange wir noch nicht aneinandergebunden sind. Wenn er in meiner Nähe ist, rast mein Herz, und ich male mir in letzter Zeit viel zu oft aus, wie sich seine Lippen wohl auf meinen anfühlen würden.

Ich öffne den Mund, um es Kyra zu sagen, aber meine

staubtrockene Kehle tut weh, und ich bringe kein einziges Wort heraus.

Ein Leben ohne Beck ist unvorstellbar.

Warum kann ich das dann nicht aussprechen?

Bis auf Kyra und mich stehen schon alle am Eingang. Während wir auf Kyra warten, beobachte ich meine Mitbewohner. Nervosität macht sich bei allen breit. Die heutigen Prüfungen entscheiden über unsere gesamte Zukunft: unsere Berufe und darüber, an wen meine Mitschüler nach ihren Geburtstagen gebunden werden. Während ich nur auf einen erstrebenswerten Arbeitsplatz hoffe, machen sich meine Freunde am meisten Sorgen darüber, welche Partner sie wohl bekommen.

Ich habe Verständnis für ihre Nervosität – Bindungen löst erst der Tod. Es gibt keinen Ausweg, also kann man nur hoffen, dass einem die Auswahl, die der Staat getroffen hat, gefällt. Selbst wenn der Partner stirbt, erlaubt einem der Staat keine neue Bindung, wenn man schon zwei Kinder hat. Das ist ein Teil unserer Politik, die auf ein Nullwachstum der Bevölkerung abzielt.

In meiner Brust keimt Angst auf, als mir bewusst wird, dass in drei Monaten alles anders sein wird. Der Duft von Bethinas wunderbarem Frühstück wird uns nicht mehr wecken; wir werden nicht einfach den Flur entlanglaufen können, um die anderen um Hilfe bei den Hausaufgaben zu bitten; wir werden nicht mehr zusammen sein.

Es geht alles zu Ende.

»Grübelst du?« Beck lässt das Kinn auf meiner Schulter ruhen. Ich schließe kurz die Augen, genieße es, ihn so nahe bei mir zu spüren, und will mehr.

Ich bin solch eine Heuchlerin! Ich sollte so nicht denken, besonders wenn ich Kyra rate, es auch nicht zu tun. Ich rücke von ihm ab, um ein wenig Abstand zu wahren.

»Ich habe über die Bindungen nachgedacht.«

Beck räuspert sich. »Wirklich?«

»Ja. Weißt du, es ist so bald.«

Er stupst meine Schulter zustimmend an und fährt mir mit der Hand über den Arm. Ein Schauer durchläuft mich, obwohl ich mehrere Schichten Kleider und eine dicke Jacke trage.

»Bist du aufgeregt?«, dringt seine Stimme sanft an mein Ohr.

»Weswegen?«

»Wegen unserer Bindung.«

Meine Gedanken rasen drei Monate in die Zukunft, wenn wir aneinandergebunden sein werden und Beck mir gehören wird – für immer. Wenn ich ihm endlich sagen kann, was ich für ihn empfinde, ohne mir Sorgen machen zu müssen, damit gegen Regeln zu verstoßen. Mein Herz macht einen Sprung, als ich spüre, wie Beck sich an mich schmiegt, so dass mein Rücken an seinem Oberkörper ruht. Und dann sperrt sich mein Verstand – die Bilder verschwinden. Es ist nichts da.

Seine Lippen streifen meine Wange, als ich den Kopf wende, um ihn anzusehen. Verlegen löse ich mich mit einer Bewegung von ihm, die hoffentlich nicht zu auffällig wirkt. »Nein. Nur wegen der Bindungen allgemein.«

Um uns herum drängen sich unsere Mitbewohner, während die Nachzügler noch schnell ihre Jacken und Mäntel überstreifen. Wir gehen immer als Gruppe zur Schule. Das ist Vorschrift. Trotz aller Sicherheitsmaßnahmen kann man gar nicht vorsichtig genug sein. Es sind schließlich Empfindsame auf freiem Fuß.

»Kyra!«, ruft jemand. »Kommst du endlich?«

Aber statt Kyra antwortet Bethina: »Können bitte alle ins Wohnzimmer kommen? Der Schulbeginn ist offiziell verschoben worden.«

Ich lasse den Blick durch den Raum schweifen und runzle die Stirn. Verschoben? Das ist ungewöhnlich. Zuletzt ist das geschehen, als das letzte Staatsoberhaupt bei einem Angriff der Empfindsamen ums Leben gekommen ist. Beck sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Haben wir die Morgendurchsage verpasst?« Meine Lippen zittern ein wenig beim Sprechen. Ich kann mich nicht erinnern, die Schulneuigkeiten gesehen zu haben.

Beck schüttelt den Kopf. Er versteht, was ich mit der Frage meine. »Ich bin mir sicher, dass alles in Ordnung ist, sonst hätte Bethina es dir schon gesagt. Unter vier Augen.«

»Wie damals, als Kyras Bruder ums Leben gekommen ist?«, stoße ich hervor und kneife die Augen zu. Die Erinnerung, wie Kyra tagelang zusammengerollt und schluchzend dagelegen hat, bricht mir noch immer das Herz. Ihr Bruder war außerhalb der Sicherheitszone Empfindsamen begegnet. Er hatte keine Chance.

Beck zieht mich zu sich. »Steigere dich da nicht in etwas hinein, ja?« Er führt mich ins Wohnzimmer. »Lass uns hören, was Bethina zu sagen hat.«

Aber mein Verstand kann gar nicht anders, als sich ein Katastrophenszenario auszumalen: Meiner Mutter ist etwas zugestoßen. Ausnahmslos jeden Morgen hält sie die Tagesansprache. Ich glaube nicht, dass es heute eine gab.

Fußgetrappel auf der Treppe kündigt Kyras Ankunft an. Als sie schlitternd zum Stehen kommt, wedelt sie uns mit einem flachen silbernen Tablet-Computer vor der Nase

herum. »Tut mir leid, Leute, ich konnte mein Buch nicht finden.«

Ein Stöhnen steigt vom Rest unserer Gruppe auf. Kyra verlegt ihr Buch jeden Morgen.

»Was ist los?«, fragt sie, als sie bemerkt, dass die Hälfte unserer Mitbewohner nicht mehr da ist.

»Der Staat hat verfügt, den Schulbeginn zu verschieben«, antwortet Bethina. »Bitte geht ins Wohnzimmer.«

Ich habe Glück. Anders als die übrigen Schüler, die ihre Eltern sechsmal im Jahr sehen, sehe ich meine Mutter täglich. Zumindest im Fernsehen. Ich habe meine Mutter erst ein paar Mal in meinem Leben besucht. Den Staat zu führen erfordert einen Großteil ihrer Aufmerksamkeit. Aber wenn ihr etwas zugestoßen ist, ein Unfall oder ein weiterer Mordanschlag dieser elenden Empfindsamen ...

»He, hör auf damit. Es geht ihr gut.« Beck setzt sich über die Regeln hinweg und zieht mich näher an sich. Als ich mich an ihn schmiege, wird das Zittern, das meinen Körper schüttelt, noch offensichtlicher. »Atme tief durch, Vögelchen.«

Er hat recht. Kein Grund, mit schlechten Nachrichten zu rechnen. Es könnte alles Mögliche sein.

Nur dass es nicht das erste Mal wäre, dass Empfindsamen einen Anschlag auf Staatsfunktionäre verüben – oder auf meine Mutter. Und die Angriffe sind in letzter Zeit häufiger geworden, obwohl der Staat die Rädelsführer stets verhaftet und ihnen den Prozess macht.

»Warum sperrt der Staat sie nicht einfach alle weg? Das wäre sicherer«, sage ich. »Man könnte sie doch irgendwo gesondert unterbringen, vielleicht in den Midlands, weit weg von uns anderen.«

Beck bleibt stehen und starrt mich an. »Nicht alle von ihnen haben Verbrechen begangen, Lark. Das weißt du

auch. Und außerdem: Wer sollte all die niederen Arbeiten verrichten, wenn sie nicht mehr da wären?«

»Ich weiß nur, dass sie uns hassen. Sie wollen uns tot sehen.« Ich lehne mich gegen die Couch, halte mir die Arme eng vor den Bauch und warte. Ich beuge mich vor und spüre, wie Becks Hände mir den Rücken reiben.

»Das ist typisch für sie«, höre ich Lina sagen. Zuerst vermute ich, dass sie von den Empfindsamen spricht, aber dann fährt sie fort: »Sie können tun, was sie wollen, während wir anderen schon bestraft werden, wenn wir uns auch nur umarmen.«

»Sei still, Lina. Lark ist ganz durcheinander«, sagt Ryker, einer von Becks guten Freunden, zu dem blonden Mädchen neben ihm.

Sie verschränkt die Arme. »Ach ja, das habe ich ganz vergessen. Wir dürfen Lark und Beck nicht kritisieren. Sie sind ja so etwas *Besonderes*.« Sie betont das letzte Wort. »Sie können tun, was immer sie wollen.«

Ich reiße den Kopf hoch, kneife die Augen zusammen und setze dazu an, ihr zu antworten, aber Beck hält mich davon ab.

»Das ist es nicht wert.«

Ich nicke. Ich habe ohnehin nicht die nötige Energie.

Bethina geht vor einer leeren Wand auf und ab, legt die Stirn in tiefe Falten und tippt auf ihr orangefarbenes Alleinstehendenarmband. Ein Bildschirm materialisiert sich an der Wand. »Ich habe die Anweisung erhalten, euch allen das hier zu zeigen.«

Wir warten, während auf dem Bildschirm statt der Schwärze ein helleres Flimmern erscheint. Am Ende wird ein Bild sichtbar – eine hübsche Frau mit hellblauen Augen und blassblondem, zu einem modischen Knoten aufgesteckten Haar. Mutter. Mein Magen macht einen Satz

und kommt dann zur Ruhe. Es geht ihr gut. Beck hatte recht. Ich habe mir unnötig Sorgen gemacht.

»Guten Morgen, Schüler. Es tut uns sehr leid, dass es zu einer Verzögerung gekommen ist und wir euch von euren Einstufungsprüfungen abhalten.« Am Fenster kichert jemand. »Wir haben Berichte über unautorisierte Empfindsamenaktivität in eurem Bezirk erhalten. Unsere Sicherheitskräfte sind zwar überzeugt, dass alles in Ordnung ist, aber bitte legt heute äußerste Wachsamkeit an den Tag. Zögert nicht, euer Armband zu aktivieren, wenn ihr spürt, dass Gefahr im Verzug ist.« Nervöses Geplapper erfüllt das Zimmer, während meine Mutter vom Bildschirm lächelt. »Ihr dürft nun weitermachen wie gewohnt. Möge euer Tag friedlich und erfolgreich sein.«

Ich richte den Blick auf den jetzt schwarzen Bildschirm und warte auf den Rest des Berichts – die Liste festgenommener Empfindsamer, Gesetzesänderungen, Reise警告ungen, irgendetwas. Aber der Bildschirm verblasst.

Unsicher, was wir tun sollen, tauschen meine Mitbewohner und ich verwirrte Blicke.

»Das ist alles?«, fragt Maz.

Bethina lässt die Schultern nach vorn sinken, als ob ein schweres Gewicht darauf lasten würde, und geht zur Wohnzimmertür. »Anscheinend.«

»Wenn es keinen Grund zur Besorgnis gibt, warum sagen sie es uns dann überhaupt?«, fragt Beck.

»Der Staat denkt immer zuerst an eure Sicherheit. Er vertraut darauf, dass ihr das Risiko angemessen einzuschätzen wisst«, wiederholt Bethina die Sätze, die sie im Laufe der Jahre schon so oft zu uns gesagt hat. Aber statt mich zu beruhigen, sorgen sie nur dafür, dass meine Eingeweide sich erneut verknoten.

Irgendetwas stimmt nicht.

Schnee peitscht über die lange, leere Barrikade und lässt Flocken auf uns herabsinken.

Manchmal ist es leicht, zu vergessen, dass *sie* auf der anderen Seite sind. Aber heute nicht.

Vor dem Langen Winter hatte diese Gegend aus großartigen Bäumen bestanden. Jetzt ist die gefrorene Landschaft nicht mehr von hoch aufragenden Eukalyptusbäumen und Akazien übersät, sondern nur noch von Arbeitstrupps. Dutzende von ihnen, die allesamt die leuchtend roten Armbänder der Empfindsamen tragen, rackern sich jenseits der Barrikade ab und räumen Bürgersteige und Fahrbahnen in der Stadt.

Mit Blicken folge ich dem Verlauf der Barrikade vom Presidio bis zur Bucht. Bis auf drei bewachte Kontrollpunkte umschließt uns die Barrikade und sperrt *sie* aus. Oder, wie Beck scherzhaft zu sagen pflegt, uns ein.

Ich berühre mein Armband, um mich zu beruhigen. Wenn einer von ihnen die Barrikade durchbrechen würde, würde ein Alarm ausgelöst werden. Mein Armband würde mir Bescheid sagen. Ich muss mir keine Sorgen machen.

Vor mir stapfen meine Mitbewohner *unseren* Bürgersteig entlang und stählen sich gegen die Kälte. Ich bilde immer die Nachhut der Gruppe, normalerweise mit Beck oder Kyra. Manchmal stoßen Maz oder Ryker zu uns, aber nie die anderen Schüler. Kyra behauptet, dass wir sie mit unserer Intelligenz und unserem überwälti-

gend guten Aussehen einschüchtern, aber ich glaube, dass sie Beck und mich nicht leiden können. Oder zumindest mich. Beck könnte man noch nicht einmal verabscheuen, wenn man es darauf anlegen würde.

Doch heute bin ich allein. Kyra stapft mit Maz voran und plant wahrscheinlich schon ihren nächsten Fehltritt, während Beck neben Lina und Ryker herläuft. Ich habe keine Lust, mich einer der beiden Gruppen anzuschließen.

»Ich kann es gar nicht abwarten, da draußen zu sein und diese bösen Monster zur Strecke zu bringen.« Der Wind trägt mir die Worte zu. Das muss Emory sein. Er erzählt jedem, der bereit ist zuzuhören, von der Karriere, die er sich wünscht: Empfindsamenpolizist.

Der Beruf würde gut zu ihm passen. Er ist stark und schlau, und man muss gerissen sein, um die Empfindsamen zu überlisten.

Eisiger Wind streift mein Gesicht, und ich ziehe mir den Schal bis ans Kinn hoch. Mit den Zähnen reiße ich mir einen Handschuh ab und taste mit tauben Fingern an meinem Armband herum, um den Ton lauter zu stellen. Die Musik harmoniert mit den wirbelnden Schneeflocken – ein taumelnder, fließender Rhythmus, der den Schnee zu dirigieren scheint. Bei jedem Taktschlag tanzen die Flocken zur Seite, statt nach unten zu fallen, und wenn ich mich umdrehe, folgt der Schnee meinen Bewegungen.

Zumindest glaube ich, dass er mir gerade gefolgt ist.

Ich bewege die Hand hin und her. Der Schnee gleitet ebenfalls hin und her, als würde er gewiegt. Wie ... seltsam.

Die rationale Seite meines Gehirns sagt mir, dass ich mir Sorgen machen sollte. Es ist wegen Empfindsamenaktivitäten in der Gegend zu einer Verzögerung gekommen,

und tanzender Schnee ist nicht normal. Aber so zu tun, als hätte ich die Kontrolle über etwas derart Mächtiges, entzückt mich. Außerdem bin ich innerhalb der Barrikade und habe mein Armband. Und ich habe noch nie gehört, dass »tanzender Schnee« ins Fähigkeitspektrum der Empfindsamen fällt – es muss am Wind liegen.

Aus Spaß öffne und schließe ich die Faust schnell, und wieder verändert sich der Schnee. Diesmal wird er zu einem kleinen, pulsierenden, wirbelnden Zyklon.

Das rhythmische Trommeln des ersten Lieds geht in die eindringliche Melodie eines anderen über. Der Zyklon kommt zum Erliegen, und eine vertraute Melancholie senkt sich herab. Ich schaue auf und sehe, dass meine Gruppe sich immer weiter von mir entfernt. Ich wünschte, alles könnte immer so bleiben wie jetzt – die Stille, meine Schule, die Vorhersehbarkeit. In letzter Zeit sind alle nur noch mit Gesprächen über den Abschluss und unsere bevorstehenden Bindungen beschäftigt.

Ich bin aufgeregt, wenn ich an die Zukunft denke, aber die Dinge ändern sich. Ich werde nie in diesen Moment zurückkehren können. Fast wie in Reaktion auf meine Stimmung hört der Schnee zu tanzen auf und fällt lustlos vom Himmel.

»He, Vögelchen, willst du dich nicht ein bisschen beeilen? Falls du es noch nicht bemerkt hast: Es ist kalt.« Beck wedelt mir mit den unbehandschuhten Händen vor der Nase herum. »Gibst du dich schon wieder Tagträumen hin?«

Ich schüttle den Kopf. »Hast du das gesehen? Den Schnee, meine ich?«

»Was? Den Schneeteufel?« Sein Grübchen wird tiefer, wenn er grinst. »Ja, es sah so aus, als würde er dir folgen.«

»Aber das hat er doch nicht getan, oder?«

Er zwinkert. »Mein Vögelchen – Herrin der Elemente!« Er hebt mit der bloßen Hand etwas Schnee auf und wirft ihn nach mir. Ich weiche zur Seite aus, und der Schnee verfehlt mich knapp.

Beck pustet auf seine kalte, nasse Hand und sieht mich an wie ein kleiner Hund. Ich überlege, ob ich ihm eine Szene machen soll, weil er mich mit dem Schnee beworfen hat, aber stattdessen greife ich nach ihm. »Gib mir die Hand, Mr. Mir-ist-kalt.« Ich schiebe unsere verschlungenen Hände in meine Tasche. Obwohl Beck doch behauptet hat zu frieren, dringt seine Wärme durch meinen Handschuh.

Er drückt mir die Hand und deutet auf mein Armband. »Darf ich mithören?«

Ich drücke auf einen Knopf, der den Ton in seinen Feed mit einspeist, und stelle die Musik lauter. Er singt ein paar Zeilen des Refrains und führt dazu eine sonderbare Tanzbewegung aus. Beck zieht mich hinter sich her. Ich lache und versetze ihm mit der freien Hand einen Stoß. Wir stolpern über die Füße des jeweils anderen, aber Beck fängt mich auf, bevor ich hinfallen kann.

»Du Verrückter!«, keuche ich unter Gelächter.

»Du meinst, dass das kein ausgefeilter Vorwand war, mich dazu zu bringen, dich in die Arme zu nehmen?«

Ich weiß, dass er Witze macht, aber Hitze flammt in meinem Gesicht auf. Gott sei Dank sind meine Wangen wahrscheinlich ohnehin schon von der Kälte gerötet.

»Du bist manchmal so seltsam«, sage ich, während ich mich aufrichte.

Er verbeugt sich und steckt dann die Hand erneut in meine Tasche.

Um uns herum tanzt und wirbelt wieder der Schnee.

Wir gehen noch ein paar Minuten weiter, und Beck lehnt sich gegen mich, so dass seine Hand mit meiner verbunden bleibt.

Als wir noch klein waren, war ich größer, stärker und schneller als er. Ich habe Beck vor den älteren Kindern beschützt, die alle schikanierten, die kleiner waren als sie selbst, und im Gegenzug hat er mich zum Lachen gebracht. Wenn ich jetzt so neben ihm stehe, ist das kaum zu glauben. Er ist gut dreißig Zentimeter größer als ich und kein mickriges Kerlchen mehr, sondern sehr muskulös.

Beck braucht vielleicht meinen Schutz nicht mehr, aber ich brauche ihn immer noch, damit er mich zum Lachen bringt.

Die Schule taucht in der Ferne vor uns auf, als wir um die nächste Ecke biegen. Es ist ein imposantes altes Ziegelgebäude, von dem man eine grandiose Aussicht auf die kahlen Hügel und die funkelnde Bucht hat. Unseren historischen Aufzeichnungen nach führte früher eine breite Brücke dort über die Meerenge, wo die Bucht in den Ozean übergeht, aber es gibt sie schon seit mindestens fünfzig Jahren nicht mehr. Sie war bereits fünfundsiebzig Jahre lang nicht mehr genutzt worden, seit dem Inkrafttreten des staatlichen Verbots aller Privatautos, das der Wiederherstellung des empfindlichen Ökosystems dienen sollte, in dem unsere Gesellschaft lebt.

»Weißt du, Be...«

Mein Armband piepst.

*Mein Armband hat gepiepst.*

Beck sieht mir in die Augen, und ich weiß, dass er es ebenfalls gehört hat. Sein Kopf fährt herum, und er lässt den Blick suchend über die leere Landschaft ringsum schweifen. In der Ferne sehen wir unsere Klassenkameraden nur noch als Pünktchen durch den Schnee hüpfen.

Sie sind weit weg. Zu weit. Warum haben Beck und ich nicht mit ihnen Schritt gehalten?

Die Stimme einer Frau übertönt den Musikfeed: »Lark, geh sofort in Deckung.«

Das ist keine Übung. Ein Empfindsamer ist in der Nähe.

Beck, der dieselbe Nachricht gehört hat, zieht mich hinter sich her. Ich wende hektisch den Kopf, um nach einem Ort Ausschau zu halten, an dem wir uns verstecken können, aber wir sind meilenweit von Weiß umgeben.

Und womöglich von Empfindsamen.

Wir flüchten Richtung Schule, aber ich rutsche beim Rennen aus, mache uns langsamer. Warum trage ich auch so unpraktische Schuhe?

Die Stimme der Frau wiederholt die Ansage: »Geh sofort in Deckung.«

Irgendwie höre ich über das Pochen meines Herzens hinweg ein leises Rascheln hinter uns. Meine Füße berühren den Boden nicht mehr. Ich liege mit dem Gesicht nach unten im Schnee, und Becks Körper verdeckt meinen völlig. Ich bekomme keine Luft.

Ich wehre mich gegen ihn, kämpfe mich hoch. Er drückt mich nieder und flüstert: »Rühr dich nicht. Sie kommen hier entlang.«

Knirschender Schnee. Stetige Schritte auf Beck und mich zu. Sein Arm schließt sich enger um mich, und sein Körper spannt sich an, macht sich für den Notfall kampfbereit.

Er kann nicht gegen sie kämpfen. Wir haben keine entsprechende Ausbildung erhalten. Wir haben nur eine Chance, wenn wir uns verstecken und beten, dass sie uns nicht sehen.

»Kommt hervor, zeigt euch, wo auch immer ihr seid.

Wir wissen, dass ihr hier seid«, ertönt der Singsang einer Männerstimme.

Ich taste an meinem Armband herum und versuche, mit halb erfrorenen Fingern den Alarmknopf zu finden.

*Warum geht der Sicherheitsalarm der Schule nicht los?*

Becks Finger umschlingen mein Armband. Zuerst glaube ich, dass er den Alarmknopf drücken will, aber er tut nichts. Sein beschleunigter Atem tönt mir in den Ohren.

»Kommt schon. Das ist gegen die Spielregeln.« Die Stimme des Mannes ist jetzt so klar und deutlich zu verstehen, dass er auf der anderen Seite des kleinen Hügels stehen muss, hinter dem Beck und ich uns versteckt haben.

»Unsere Fußspuren«, murmelt Beck. »Er sieht unsere Fußspuren.«

Mein Körper zittert, nicht vor Kälte, sondern vor Angst. Wenn er uns fängt ... Ich kneife die Augen zu und schlucke einen Aufschrei hinunter. Um uns herum wirbelt der Schnee so hektisch wie mein Herzschlag.

Plötzlich spüre ich Becks Druck nicht mehr auf meinem Rücken lasten. Er steht auf der Hügelkuppe wie auf dem Präsentierteller.

»Was tust du?«, schreie ich.

Beck hält seine Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was er vor sich sieht.

»Sucht ihr mich?«, fragt er. Er klingt ruhig – nicht so, als ob er unserer größten Bedrohung gegenüberstünde.

Warum sollten sie nach ihm suchen?

Ich rutsche mit dem Fuß ab, als ich den sanften Abhang emporsteige, und stütze mich mit den Händen auf. Als ich die Hügelkuppe erreiche, stellt Beck sich zwischen mich und das Dutzend Empfindsamer unter uns. Meine Augen

huschen instinktiv zu ihren Handgelenken – alle nackt. Der Staat hat sie noch nicht erwischt.

Zu meiner Überraschung greift das zerlumpte Häuflein nicht an. Sie beobachten Beck und mich verwirrt, und ihre Blicke huschen zwischen uns beiden und unseren verschlungenen Händen hin und her.

Aus der hintersten Reihe der Gruppe tritt eine zerzauste Frau hervor. Sie hebt den Arm, zeigt auf uns – auf mich. Sie zeigt auf mich.

»Ich weiß, wer du bist.« Ihre wahnsinnigen Augen funkeln. »Ich weiß es.«

Ein stummer Schrei bleibt mir in der Kehle stecken. Natürlich weiß sie es. Ich bin Malin Greenes Tochter, direkte Nachfahrin von Caitlyn Greene, einer der Staatsgründerinnen, die dafür verantwortlich ist, dass die Empfindsamen heutzutage verfolgt werden.

Jeder weiß, wer ich bin.

Und die Empfindsamen hassen mich und meine Familie mehr als irgendjemanden sonst.

Mein Herz gerät ins Stolpern, und meine Angst weicht Zorn.

Becks Finger lösen sich von meinen und wandern zu meinem Armband. Er betätigt den Alarmknopf, den ich vorhin mit meinen tauben Fingern nicht finden konnte.

Ein lautes Heulen erfüllt die Luft. Sirenen. Die Barrikade erwacht surrend zum Leben und leuchtet. Aus einiger Entfernung kommt Sicherheitspersonal auf uns zugelaufen.

»Wir werden frei sein!«, ruft die Wahnsinnige. »Ihr könnt uns nicht aufhalten!«

Ich hebe wütend die Hand, um ihnen zu sagen, dass sie uns in Ruhe lassen sollen, dass es keine Hoffnung für sie gibt. Sie sitzen in der Falle.

Ein unglaublich gleißendes weißes Licht blitzt auf. Beck schreit: »Nein!«, und wirft mich wieder zu Boden, zwingt mich, den Blick von den Empfindsamen abzuwenden und stattdessen zur fernen Bucht hinüberzusehen.

»Nein, nein, nein. Bitte nicht«, flüstert Beck.

Vom Fuße des Hügels ertönt kein einziger Laut.

Zwei Stunden später, als ich mit Beck im Büro des Schulleiters sitze, klopft mein Herz noch immer laut. Das Warten beruhigt meine Nerven nicht gerade.

Als das Sicherheitspersonal uns erreichte, hat Beck mich hochgehoben wie eine Stoffpuppe – nicht wie das Mädchen, das früher am Tag einen Ringkampf gegen ihn gewonnen hatte – und mich trotz meiner Proteste zur Schule getragen.

»Nein, Vögelchen«, hat er gesagt, als ich mich gewehrt habe. »Sieh nicht hin.«

Aber das habe ich doch getan. Ich habe die zerschmetterten Körper gesehen, mit denen der Schnee übersät war. Tot. Jeder einzelne von ihnen.

Erleichterung stieg in meinem Herzen auf. Weil es sie getroffen hatte und nicht uns. Nicht Beck. Nicht mich. Nur elende Empfindsame.

In Becks Armen murmelte ich dankbare Worte darüber, dass der Sicherheitsdienst so gut durchgegriffen hätte.

Wir gingen über den Schnee, je ein Wachmann rechts und links von uns, und betraten die stille Schule. Alle Schüler bis auf uns hatten in einem sicheren Raum Unterschlupf gesucht, bis Entwarnung gegeben wurde.

Jetzt sind alle wieder im Unterricht, aber Beck und ich warten immer noch darauf, dass wir gehen dürfen. Ich werfe einen Blick auf mein Armband. Wenn sie sich nicht beeilen, verpassen wir noch unsere Prüfung.

»Es geht uns gut. Warum dürfen wir nicht gehen?«, frage ich.

»Ich weiß es nicht.« Beck drückt mir die Hand, die er nicht mehr losgelassen hat, seit wir zusammen auf dem Hügel gestanden haben.

Stille umfängt uns. Wir haben alle Worte schon aufgebraucht, als wir vor der Sicherheitsmannschaft unsere Aussage gemacht haben. Neben mir erstarrt Becks Körper, und er presst mir die Finger zusammen.

»Aua!«

Er dreht sich so auf dem Stuhl, dass er zur Tür hinübersieht. Seine Augen verengen sich, und seine Hand umfasst meine nicht länger. Er neigt den Kopf zur Seite, als ob er auf etwas lauschte. Neugierig folge ich seinem Blick.

Die Tür schwingt auf, und eine Frau kommt hereingerauscht, gefolgt von einem hochgewachsenen Mann, der sich den Hut so tief in die Stirn gezogen hat, dass sein Gesicht verborgen ist.

Sie ist schön. Ihr rabenschwarzes Haar fällt in sanften Wellen und hebt sich von ihrem langen cremefarbenen Mantel ab. Ihre von Natur aus roten Lippen verziehen sich zu einem warmen, einladenden Lächeln, und da erkenne ich sie: Annalise, meine Schwägerin.

»Callum«, flüstert Beck mit einem Hauch von Verachtung, als mein Bruder den Hut abnimmt. Er und Callum sind noch nie gut miteinander ausgekommen. Als wir noch klein waren, hat Callum uns während unserer wenigen Besuche zu Hause immer aufgespürt und Beck schikaniert.

Mein Bruder trägt sein blondes Haar länger, als ich es in Erinnerung habe. Diese Frisur passt besser zu einem Staatsmann als zu einem Schuljungen.

Ich mache Anstalten, meine Familie zu begrüßen, aber

Beck zögert mürrisch. Eine Million ängstlicher Druckpunkte bauen sich in meiner Brust auf und drängen nach draußen, bis sie mir wie winzige Spinnen über die Haut krabbeln. Irgendetwas stimmt nicht.

»Lark. Schwester. Wie geht es dir, meine Liebe?« Anspannung durchläuft meinen Körper, als Callum mich kräftig an seine Brust zieht. Seine Umarmung gleicht eher einem Versuch, mich zu erwürgen.

Annalise berührt Callum am Arm. »Das reicht, Liebling. Die arme Lark bekommt ja kaum noch Luft. Du möchtest doch sicher keine künftige Staatsfrau verletzen, nicht wahr?«

Er lässt mich mit einem sanften Kuss auf die Wange los und tritt zurück. Der Druck in meiner Brust legt sich, und mein Herz schlägt langsamer.

»Lark, meine Liebe, wenn man bedenkt, was du durchgemacht hast, siehst du gut aus.« Annalises Stimme ist leise und melodisch. Sie küsst mich auf beide Wangen, wie es unter Staatsleuten üblich ist. Als sie auch Beck, der neben mir steht, diese Begrüßung angedeihen lassen will, zuckt er zurück und will sich nicht von ihr berühren lassen.

Ich starre Beck mit in die Hüften gestemmtten Händen böse an. Ich weiß, dass er und Callum nicht immer miteinander zurechtgekommen sind, aber sein Verhalten ist lächerlich. Ich trete neben ihn und stoße ihn leicht an, damit er einen Schritt vorwärtsmacht, aber er baut sich breitbeinig auf und will sich nicht bewegen.

»Geht es dir gut?«, frage ich. Vielleicht hat das Entsetzen über den Angriff ihn durcheinandergebracht. »Soll ich den Heiler rufen?«

Er steht weiter angespannt mit zur Seite geneigtem Kopf da, als ob er versuchte, ein Geräusch in weiter Ferne zu hören. »Mir geht es gut.«

Was ist denn dann mit ihm los? Das hier ist weder der passende Zeitpunkt noch der rechte Ort, um alte Reibereien aus der Kindheit aufzuwärmen. Ich werde für uns beide einen guten Eindruck machen müssen. Meine Worte nehmen einen förmlichen Staatston an: »Schickt Mutter euch?«

Als Callum sich leicht vorbeugt, veranlasst das Beck, mich am Arm zu packen. Er verändert seine Körperhaltung unauffällig so, dass er zwischen Callum und mir steht. Callum reagiert auf Becks seltsam beschützendes Auftreten, indem er selbst ein weniger bedrohliches Gebaren an den Tag legt.

Annalise schenkt mir ein hübsches Lächeln, als ob sie Becks und Callums seltsame Körpersprache gar nicht bemerken würde. »Natürlich hat sie Callum geschickt, um sicherzugehen, dass dir nichts geschehen ist. Aber meine Aufgabe im Staat besteht darin, die Sicherheit, und zwar insbesondere die Sicherheit der leitenden Funktionäre – wie Malin – und unserer Schulen zu gewährleisten.« Sie knöpft sich den Mantel auf und hängt ihn an einen nahen Garderobenständer. »Ich habe den Auftrag erhalten, herauszufinden, wie es zu dieser Sicherheitslücke kommen konnte, und dafür zu sorgen, dass so etwas nicht wieder geschieht.«

»Wirklich?«, frage ich. Mit ihren perfekt manikürierten Nägeln und ihrem seidigen schwarzen Haar ähnelt Annalise eher einem Gemälde als einer Wachfrau.

»Wirklich.«

»Dann habt ihr eure Sache aber nicht besonders gut gemacht, oder?« Beck schnalzt mit der Zunge gegen seine Zähne. »Lark hätte getötet werden können.«

Nicht »wir«, sondern »Lark«.

Annalise zieht einen kleinen Tablet-Computer aus der



Dawn Rae Miller

**Eistochter**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-26945-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2014

Er ist ihre große Liebe – und zugleich ihr größter Feind ...

Nach dem Langen Winter, dem ein Großteil der Weltbevölkerung zum Opfer fiel, liegt der Staat im Kampf gegen die »Empfindsamen«, Menschen mit besonderen Fähigkeiten. Die 17-jährige Lark weiß, was von ihr als Nachfahrin der großen Staatsgründer verlangt wird: eine gehorsame Bürgerin werden. Aber dann wird ihre große Liebe Beck beschuldigt, zu den Empfindsamen zu gehören, und verschwindet spurlos. Als sich Lark aufmacht, um seine Unschuld zu beweisen, wird alles, an das sie je glaubte, auf den Kopf gestellt: Denn auch sie selbst ist eine Empfindsame – und dazu bestimmt, Beck zu töten ...

Eine packende Dystopie voller Romantik und großartigen Charakteren.

 [Der Titel im Katalog](#)